

„Dâs hîêr îz MaiNe LaYdee ... sôu swêêt“.

Phänomen Cyber-Neusprech: Zum (rasenden) Sprachwandel durch den Netzjargon

In der Forschung zum Themenkomplex Jugend, Medien, Sprache und Kultur haben in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten sehr oft Kontinuitätsthesen dominiert: Wann immer ein vermeintlich neues (und oft auch von den Massenmedien ein wenig herbeikonstruiertes) Phänomen die Öffentlichkeit erreicht hatte, waren Jugendforscher bemüht, dieses in einem größeren historischen Kontext zu sehen: Dieses oder jenes habe es in abgewandelter Form „schon immer gegeben“ oder sei „in Wirklichkeit nichts Neues“, wurde oft argumentiert. Die vorschnelle Rede von einem kategorial Neuen, einem „Quantensprung“ in der Entwicklung (der Fachbegriff dafür heißt *Emergenz*) wurde zumeist lediglich als Geschichtsvergessenheit abgetan.

Die Hauptthese des vorliegenden Beitrages möchte mit dieser *Kontinuität der Kontinuitätshypothesen* brechen: Der in den vergangenen Jahren entstandene **Netzjargon** stellt, so soll gezeigt werden, **einen kategorialen Sprung in der Entwicklung der Jugendsprache** dar. In einem ersten Schritt soll versucht werden, eine „phänomenologische“ Sichtung zu betreiben: also die verschiedenen Spielarten des Netzjargons **beispielhaft** und **grob-systematisch darzustellen**. In einem zweiten Schritt geht es um **eine ethische Bewertung** dieses m. E. empirisch markant zu diagnostizierenden Sprachwandels. Drittens sollen daraus mögliche Forschungsideen destilliert werden.

Die vielen Gesichter des aktuellen „Kidtalks“

In der kontinuierlich orientierten Jugendforschung wurde – gerade im Bereich der Analyse von *Jugendsprache* – immer wieder sehr stark zwischen Text und Kontext, zwischen (syntaktischer) Information und Bedeutung/Semantik, zwischen Signifikant und Signifikat unterschieden. Diese Unterscheidungen entsprechen einer kulturorientierten (d. h. an den Cultural Studies angelehnten), einer hermeneutischen oder auch einer semiologischen Denktradition. Bedeutungen von Zeichen werden als variabel definiert, sie würden von den Rezipienten (= Produzenten von Bedeutungen) im Diskurs immer wieder neu ausverhandelt werden. Die Zeichen selbst hingegen werden als relativ *invariant* (unveränderlich) betrachtet, und über mehrere Jahrzehnte (vor allem vor dem Siegeszug von Personal Computer und später Handy) hat sich an dem verfügbaren „Zeichensatz“ auch tatsächlich wenig geändert. Der österreichische Jugendkulturforscher und Mediensoziologe Kurt Luger schreibt deshalb zu Recht im Jahre 1991 in seiner Habilitationsschrift:

„Für immer mehr Jugendliche gehören die technischen Novitäten mittlerweile schon zu den Beiläufigkeiten des

Alltags, sind Bestandteil ihres Lebensstils. [...] Der Generation der Großeltern [...] mag dieser Jugendalltag ihrer Enkel bereits selbst wie ein Science Fiction-Roman erscheinen, in dem sie die Sprechblasentexte zwar noch lesen können, aber nicht mehr verstehen, was sie bedeuten.“ (LUGER 1991, 315)

Im Jahr 2005 muss festgestellt werden: Der „Sprechblasentext“ des aktuellen Netzjargons kann von vielen Menschen überhaupt nicht mehr gelesen, geschweige denn verstanden werden. Dazu einige erste Beispiele – wohl gemerkt von einer deutschsprachigen (!) Nickpage:

dµ und iCh bLinG bLinG siZtas & thiS ever! i Love µ!

Mir GeDDs a guat ThXxaL (=) i kimm aus VöLs +Gg+ du aus ibk oda?? He Hasch du msn?? KiZz :)

hii süzzääää.... oh... inzing kenn i a paar :))) mah, ja ferien :)))

ï ÑëËfb Yøµ ±Ø £ifË! Wi±hØµ± yøµ ±hË wø®£fb is bø®iÑg!

Bereits diese wenigen Beispiele genügen wohl, um zu zeigen, dass hier eine **Kryptisierung** (Verschlüsselung) der geschriebenen Sprache im Gange ist, die m. E. historisch keine Vorläufer kennt. Wichtig erscheint mir einleitend die Betonung, dass erstmals nicht an Bedeutungen, sondern an den Zeichen selbst angesetzt wird: Der Zeichensatz wird verändert – und mit ihm entsteht *dann* und *in der Folge* vermutlich ein neues Bedeutungsuniversum, das schließlich auch aus kritischer Perspektive betrachtet werden kann. Doch bleiben wir zunächst auf der Ebene der Zeichen bzw. des Zeichensatzes.

„Leetspeak“ und „Erikativ“: Esoterische Namen für ungewohnte Ausdrucksformen

Die neuen Spielarten dieses insiderhaften „Kidtalks“ wurden erstmals von der (Netz-)Öffentlichkeit und einigen Massenmedien wahrgenommen, als Microsoft auf seiner Website am 4. Februar 2005 den „Parent’s primer to computer slang“ veröffentlichte (vgl. dazu auch den Kommentar von LÜKE 2005). Auch der Name für diese neuen Zeichenmutationen wurde in diesem Dokument erstmals einer größeren Öffentlichkeit bekannt gemacht:

„While it has many nicknames, information-age slang is commonly referred to as leetspeak, or leet for short. Leet (a



„Dâs hîêr îz MaiNe LaYdee ... sôu Swêêt“.

Phänomen Cyber-Neusprech: Zum (rasenden) Sprachwandel durch den Netzjargon

vernacular form of 'elite') is a specific type of computer slang where a user replaces regular letters with other keyboard characters [...]

(Quelle: <http://www.microsoft.com/athome/security/children/kidtalk.mspx>)

Der Begriff „Leetspeak“ fand mittlerweile auch Eingang in die kollaborative Hypertext-Enzyklopädie Wikipedia. Dort heißt es: „Das Ersetzen von Buchstaben durch ähnlich aussehende Zahlen oder (Sonder-)Zeichen sowie durch andere Buchstabenfolgen heißt Leetspeak, manchmal auch Leetspeek, kurz leet.“

(Quelle: <http://de.wikipedia.org/wiki/Leetspeak>)

„Leetspeak“ ist also derzeit eine Sammelbezeichnung für heterogene Phänomene, die sich zunächst in der – vorwiegend amerikanischen – Computerspiel-, Chat- und Hackerkultur entwickelt haben. Ursprünglich wurde die Ersetzung von Buchstaben durch Zahlen und Sonderzeichen dazu verwendet, um Nachrichten zu verschlüsseln (Kryptografie). Bei Nicknames (virtuellen Stellvertreter-Namen im Chat, auf Nickpages usw.) hatten diese Veränderungen die Funktion, Namen benutzen zu können, die in der Original-Schreibweise bereits vergeben waren. Mittlerweile haben sich diverse Stilmittel im Umfeld der „Leetspeak“ auf die gesamte – auch deutschsprachige – Webkultur ausgebreitet. In der Online-Enzyklopädie Wikipedia befindet sich ein interessantes Leetspeak-Alphabet (es bedarf zunächst einiger Übung, um in einer „4“ ein „A“ zu erkennen, aber mit etwas Fantasie ist es möglich: Die bekannten Buchstaben sind einfach als „graphische Einheiten“ zu denken, die gedreht werden können, die sich aus anderen Elementen zusammensetzen können oder bei denen auch irgendein Detail – etwa ein kleiner Strich – fehlen kann):

A = @ , 4 , \

B = |3 , 8 , ß

C = (, [, <

D = |)

E = 3 , €

F = | =

G = 6 , & , 9

H = | - | , # , { , } , [-]

I = 1 , !

J = _ |

K = | < , | { , | (

L = 1 , | _ , £

M = \ \ \ , / \ \ , | \ | ,] \ | , | \ |

N = | \ | , / \ \ , / \ \ , | \ \ , \ \ \

O = o , () , [] , *

P = | ° , p , | > , | *

Q = o _

R = | 2 , 2 , 1²

S = 5 , \$, §

T = 7 , + , †

U = | _ |

V = \ |

W = \ \ \ , \ \ \ , \ \ \ , \ \ \

X = > < ,) (, }

Y = ` | , 9

Z = z , 2

(Quelle: <http://de.wikipedia.org/wiki/Leetspeak>)

Man sollte davon ausgehen, dass dieses aktuelle „Morse-Alphabet“ der Netzjugend sehr variabel und einer ständigen Veränderung unterworfen ist. Es ist deshalb darauf hinzuweisen, dass diese Liste aus dem Juli 2005 stammt und in ein paar Monaten vermutlich schon wieder anders aussehen wird. Die „Hieroglyphisierung“ der Schriftkultur dürfte noch nicht abgeschlossen sein.

Das Leet-Phänomen ist nur ein Teilbereich des aktuellen Sprachwandels in der geschriebenen Sprache des Netzjargons (wenn auch m. E. die gravierendste Veränderung). Ein anderes neues Wort für ein neues Phänomen ist der so genannte „Erikativ“: Wohl jedem ist bereits einmal aufgefallen, dass in SMS, in Mails und Chatbeiträgen von Jugendlichen gerne folgende Wendungen vorkommen: *treudreinschau*, *dichganzliebhab* oder *nichtlangeherrumdrückenwill*. Die Verwendung des unflektierten Wortstamms eines Verbs (es gibt dafür auch den sprachwissenschaftlichen Begriff „Inflektiv“, eingeführt 1998), die Voranstellung von weiteren Wörtern ohne Leerzeichen und in Kleinschreibung an diesen Verbstamm und schließlich die Setzung der gesamten Einheit in Sternchen (*...*) heißt Erikativ, ein scherzhafter Neologismus für dieses Phänomen. In der Wikipedia ist zu lesen:

„Die zunächst scherzhafte Bezeichnung Erikativ wurde im Juli 2002 erstmals in der Newsgroup de.etc.sprache.deutsch geprägt, in Verehrung von Dr. Erika Fuchs, der verstorbenen deutschen Übersetzerin der Donald-Duck- und Micky-Maus-Comics. Erika Fuchs hatte den Erikativ zwar nicht erfunden [...], aber maßgeblich in der deutschen Sprache bekannt gemacht. In Comics hat der Erikativ eine lange Tradition und wird in der gleichen Weise wie lautmalerische Wörter verwendet (Beispiele: seufz, stöhn, hust, brüll, tob).“

(Quelle: <http://de.wikipedia.org/wiki/Erikativ>)

Da es von einem „stöhn“ oder „seufz“ in einem Donald-Duck-Comic zum *gähn* oder *ärgernmuss* in einem SMS tatsächlich kein derart evolutionärer Sprung ist wie beim Leetspeak-Phänomen, ist es berechtigt, den Erikativ auch in einer gewissen Tradition mit der Sprache der Comics zu sehen. Dennoch stellt auch er m. E. einen Bruch mit der Kontinuität der Jugendsprache dar, da durch das Zusammenschreiben mehrerer Wörter eine neue grammatikalische Form entsteht, die es in der offiziellen Sprachregelung so noch nicht „gibt“.

Leetspeak und Erikativ sind zwei Namen für aktuelle schriftsprachliche Mutationen – sicherlich nicht die letzten, wenn man sich die derzeit ungemein dynamische

„Dâs hîer îz MaiNe LaYdee ... sôu Swêêt“.

Phänomen Cyber-Neusprech: Zum (rasenden) Sprachwandel durch den Netzjargon

Entwicklung des Webjargons vor Augen führt. Der Verfasser hat etwa vorgeschlagen, anstelle des etwas befremdlichen und sperrigen Wortes „Leetspeak“ von „Keyboardisch“ (von mir aus auch von „Tastaturisch“) zu sprechen (vgl. WEBER 2005c). Andere Quellen sprechen einfach in einer Sammelbezeichnung von Netzjargon, von Nettalk oder von Kidtalk. Wie schon während der Verbreitung des Internets zu beobachten war (wer verwendet etwa heute noch die „Information Super Highway“- oder die „Cyberspace“-Metapher?), ist derzeit m. E. noch nicht abzusehen, welcher Begriff sich als Oberbegriff durchsetzen wird.

Trends im Netzjargon: Versuch einer Systematik *so far*

Das Ersetzen von Zeichen durch Sonderzeichen und Zahlen (Leetspeak) sowie in Sternchen eingefasste Wortketten (Erikativ) sind nur zwei Phänomene des aktuellen Internet-Neusprechs. Wenn wir nun versuchen wollen, den aktuellen Sprachwandel etwas systematischer zu betrachten, können folgende Trends festgestellt werden:

1) Weiter fortschreitende Anglizierung und Amerikanisierung der deutschen Sprache:

Eine Entwicklung zum „Denglisch“ (Deutsch-Englisch) bzw. zum „McDeutsch“ ist massiv feststellbar und vermutlich lange noch nicht abgeschlossen. Wörter wie „Burger“ oder „cool“ gehören mittlerweile längst zum Standardrepertoire, und englisch klingende Wörter im deutschen Wortschatz wie „Handy“ oder „Know-how“ sind ebenso weit verbreitet. Mehr als 4000 englische und amerikanische Wörter gehören zum deutschen Wortschatz (vgl. MEIER 1999). Relativ neu ist es, anstelle von „dicken Bussis“ von „big kissez“ zu schreiben oder englische Wörter in deutsche Sätze einzupassen, wo dies bislang noch nicht üblich war und das jeweilige deutsche Wort auch bisher nicht als „uncool“ galt (z. B. „Ich liebe den Sommer cause es ist hot“). Auch im Titel des vorliegenden Aufsatzes finden sich sowohl mehrere Anglizierungs- als auch Leetspeak-Elemente.

2) Kryptisierung der Schriftsprache und zunehmendes Experimentieren mit der Tastatur:

Dieser Trend fällt im Wesentlichen mit dem Leetspeak-Phänomen zusammen. Der Einsatz von Sonderzeichen beschränkt sich derzeit noch hauptsächlich auf Nickpages, Webforen und Chats, könnte aber bis zu einem gewissen Ausmaß auch auf die SMS-Kultur überschwappen (die Handytasten sehen ebenfalls eine Reihe von Sonderzeichen vor). Wichtig erscheint, dass die Möglichkeiten des Sonderzeichen-Satzes und des „Bastelns“ neuer Buchstaben derzeit bis zum Äußersten ausgelotet werden (mitunter fragt man sich, warum sich Jugendliche diese Mühen machen, siehe z. B.: „iCh TrâG' dîCh în

méiNéM hÉRZén“). Ein auffallendes Stilmittel ist auch der scheinbar beliebige Einsatz von Klein- und Großbuchstaben. Doch hier wird interessanterweise bislang häufig die Regel beachtet, dass nur Konsonanten, aber keine Vokale in Großbuchstaben geschrieben werden sollen (siehe auch obiges Beispiel sowie einen diesbezüglichen Verweis auf dem Microsoft-Glossar <http://www.microsoft.com/athome/security/children/kidtalk.mspx>).

3) Tendenz zum Formularischen und zur Redundanz:

Der dritte erwähnenswerte Trend betrifft erstmals nicht nur die Zeichen-, sondern auch direkt die Bedeutungsebene. Im aktuellen Netzjargon treten häufig gewisse Formeln (etwa Liebesformeln, auch Songtext-Zeilen) auf, die gerne verschlüsselt in Leetspeak und in Englisch weitergesandt werden (vermutlich häufig mit Hilfe der Copy/Paste-Methode von irgendeiner Quelle bezogen): Standardisierte, unpersönliche Formeln wie „î@h b[®]âûçhë »dîçH« wîê dî? £û?? îÛm ätmëÑ“ oder „M i C h krieEGt niicht jEDeR deR es wiLL, aber [iich] kriieG aLLes waS iich wiLL ..“, aber auch songtextartige Slogans wie etwa

x. YôÛ ÂrÊ ôNê SpÊciâl PêRsôn Ôf 100000 .x x. BÛT yôU ÂRÊ ThÊ ÔNÊ BâBê – WhÔ î LÔVê Sô DÂMn MûCh .x
x. ThÂnK YôÛ BîG HêÂrT FôR ThÊ MÔMëNts YôÛ LîStn tÔ mÊ .x x. Dô YôÛ KnôW.. ThÂt YôÛ ÂRÊ SôMêThîNg SpÊciâl? .x x. LÔVê YôÛ .?

oder mutmaßlich Unreflektiertes wie

* êrŠt wëññ wir îñ ûñrŠëm eigëñëm b£út £iëgëñ ûñĐ Đër £ëtztë trôpfëñ îñ Đër êrĐë vërŠickërt, wirĐ ûñŠër Štô£z für imMër Štërbëñ *

scheinen eine dubiose identitätsstiftende Bedeutung auf zahlreichen Nickpages zu haben. Mit dieser Tendenz zum Formularischen befinden wir uns – textlinguistisch betrachtet – eher im Zeitalter *vor der literalen* (schriftlichen) Kultur. Das Weitergeben von Formularischem als Ausdruck von Gefühlen ist eher ein typisches Kennzeichen *oralen* Kulturen (vgl. ONG 1982, 31 ff.). Wenn Ong somit über orale Kulturen schreibt, so trifft dies mit gewissen Modifikationen auch auf die aktuelle Nickpage-Kultur zu:

„Formeln helfen beim Zustandekommen der rhythmischen Rede und sind auch mnemonische Stützen, [...] die durch aller Münder und Ohren gehen. [...] Festgefügte und oft rhythmisch ausgewogene Ausdrücke [...] sind gelegentlich auch gedruckt worden und man kann sie sogar in Lexika der Redensarten ‚nachschiessen‘, jedoch in oralen Kulturen begegnet man ihnen öfters. Sie sind geläufig. Sie prägen die Substanz des Gedachten selbst.“ (ONG 1982, 40)



„Dâs hîer îz MaiNe LaYdee ... sôu Swêêt“.

Phänomen Cyber-Neusprech: Zum (rasenden) Sprachwandel durch den Netzsargon

Betrachten wir die ersten drei Trends: Man muss die Anglizierung der deutschen Sprache nicht (ausschließlich) kulturpessimistisch sehen, sondern kann diese Entwicklung auch als eine Horizont-Erweiterung und einen Beitrag zur Europäisierung und Internationalisierung begreifen. Auch der spielerische Umgang mit Tastatur und Sonderzeichensatz im aktuellen „Leetspeak“ muss nicht a priori kulturkritisch beargwöhnt werden. Es wird jedoch schwer fallen, im Verbreiten redundanter Formeln eine besondere kreative Eigenleistung zu sehen. Der Verdacht einer relativ unreflektierten *Homogenisierung* und *Standardisierung* ist hier m. E. kaum von der Hand zu weisen.

Die Tendenz zum Formularischen in gewissen neuen Medien hängt freilich auch mit der Möglichkeit des Copy/Paste bzw. der digitalen 1:1-Weiterleitung von Texten zusammen. Das Phänomen des Formel-Stereotyps ist bereits aus den „SMS Studies“¹ bekannt: „Some SMS users report receiving identically-worded love messages from different people.“ (DÖRING 2002b, 3) Besonders Jugendliche unter 16 Jahren versenden gerne in privaten Kontexten derartige standardisierte (vorwiegend erneut englischsprachige) SMS-Meldungen.

4) Häufiger Einsatz von Abkürzungen und Akronymen (sowie Bildung neuer):

Wie schon beim ersten erwähnten Trend zur Anglizierung, gilt es auch hier, allgemein gebräuchliche Abkürzungen wie das in der Mailkultur mittlerweile weit verbreitete „LG“ („Liebe Grüße“) oder „MfG“ („Mit freundlichen Grüßen“) von jenen spezifischen Abkürzungen und Akronymen zu unterscheiden, die sich speziell im jugendlichen Netzsargon entwickelt haben. Erneut ist eine Überschneidung mit den Trends der Anglizierung und auch der Verschlüsselung durch Leetspeak-Verfahren zu beobachten. Eine Liste der Abkürzungen findet sich auf Wikipedia:

afaik	as far as I know (soviel ich weiß)
afk	away from keyboard
asap	as soon as possible (so schnell wie möglich)
axo, aso	ach so
brb	be right back (bin gleich zurück)
btw	by the way (übrigens)
chizz, chizzy	Ersatzwort für „cool“, „super“, „toll“
cu/cya	see you (bis bald, „wir sehen uns“) bzw. cover your ass (mach's gut)
einklich,	
eintlich, eig	eigentlich
ev, evt	eventuell
ffs	for fucks sake (abgeleitet von „for gods sake“ [um Gottes Willen])

fu	fuck you
full ack,	
auch FACK	full acknowledgement (volle Zustimmung, „voll einverstanden damit“)
funzt/	
funzt net	funktioniert (nicht)
gd	god damn (gottverdammte)
gn8	gute Nacht
gna	1. guten Abend, 2. verärgerter Laut
iirc	if I remember correctly (wenn ich mich recht entsinne)
imho	in my humble opinion (meiner bescheidenen/unmaßgeblichen Meinung nach)
irnkwie,	
irntwie, iwie	irgendwie
k/kk	okay bzw. okay okay
kA	keine Ahnung
kp	kein Plan
Imao	laughing my ass off (ich lach' mir den Arsch ab)
löl	Abwandlung von lol (im Deutschen für leiseres Auflachen als bei lol)
lol	laughing out loud (lautes Auflachen)
mega lol	extrem lautes Lachen (verstärkte Form von lol)
mf	meine Fresse
mom	Moment
mompl	moment please
NACK	not acknowledged (keine Zustimmung, nicht einverstanden)
n8	Nacht
nogo	etwas veralteter Programmierer-Ausdruck für „funktioniert nicht“
np	1. no problem (wird häufig benutzt, wenn sich jemand bedankt), 2. no plan
pls/plz	please
rofl	rolling on floor laughing (vor Lachen auf dem Boden rollend)
rtfm	read the fucking manual (lies die verdammte Anleitung)
stfu	shut the fuck up (halt die Fresse, lass das sein)
thx	thanks
vllt	vielleicht
w8	wait (warte)
wayne	Wen interessiert's? (im Sinne von: „ist mir egal“)
wb	welcome back
willc	we'll see, (wir werden sehen, im Sinne von: vielleicht)
wtf	what the fuck? (was soll der Scheiß?)
y	why oder auch yes

(Quelle: <http://de.wikipedia.org/wiki/Netzsargon>, Bearbeitung durch S. W.)

¹ Für eine interessante aktuelle Studie zur noch immer steigenden Bedeutung von Handy und SMS bei Jugendlichen (in Deutschland) siehe etwa NOWOTNY 2005.

„Dâs hîer îz MaiNe LaYdee ... sôu Swêêt“.

Phänomen Cyber-Neusprech: Zum (rasenden) Sprachwandel durch den Netzjargon

Auch deutschsprachige Akronyme und Abkürzungen (wie zum Beispiel HDML = „Hab’ Dich mega-lieb“) nehmen zu – vor allem in gewissen Chats und Newsgroups. Empirische Studien in diesem Zusammenhang, die spezifische Abkürzungen und Akronyme in SMS-Texten nachweisen wollten, konnten diese jedoch nicht identifizieren (DÖRING 2002a). Außer Frage steht dennoch, dass zahlreiche Abkürzungen bei speziellen User-Gruppen mittlerweile breite Verwendung finden. Ob sich die Arten und Häufigkeiten dieser Abkürzungen auch in der SMS-Textkultur geändert haben, müsste aktuell neu untersucht werden.

5) Konsequente Fortführung der Oralisierung der informellen Schriftsprache:

Eine sich deutlich abzeichnende Oralisierung der Schriftsprache („Schreibe so, wie Du sprichst“) ist wohl der geläufigste Trend im Kontext des Netzjargons. Mundart-Mails sind seit Jahren bekannt („Heasd oida! Tamma wos?“)² und sind oftmals auch nicht bloß auf jugendliche Nutzer beschränkt. Auch in der SMS-Textkultur ist diese Oralisierung (bzw. genauer: Verschriftlichung des Dialektalen) empirisch nachweisbar (DÖRING 2002a), hier allerdings ist sie m. E. sehr wohl vor allem auf jugendliche Nutzer beschränkt. Eine Oralisierung des Textes in Kombination mit einem Erikativ ist nichts Seltenes: „hob heid schuloabeid ghobd. is ma glaub i guad gonga *freu*“.

An den Oralisierungstrend schließt erneut die Frage an, ob hier ein kreativer Umgang mit der Sprache vorliegt, ob die „Rückkehr“ zum Dialektalen positiv zu bewerten ist (wie etwa von einem Salzburger Sprachwissenschaftler in WEBER 2005a) oder nicht auch ein Verlust von Sprachkompetenzen festzustellen ist (WEBER 2005b).

6) Emotionalisierung durch Emoticons:

Die „Erfolgsstory“ des ASCII-Smileys „:-)“ hat bereits vor mehr als 20 Jahren begonnen, wie Wikipedia weiß:

„Emoticon ist ein Kunstwort, das sich aus Emotion und Icon zusammensetzt. Bezeichnet wird damit eine Zeichenfolge (aus normalen Satzzeichen), die einen Smiley nachbildet, um in der schriftlichen elektronischen Kommunikation Stimmungs- und Gefühlszustände auszudrücken. [...] Am 19. September 1982 schlug der Student Scott E. Fahlman in einem Bulletin Board (elektronischen Diskussionsforum) der Carnegie Mellon University vor, aus ASCII-Zeichen das inzwischen weltberühmt gewordene Signet nachzubilden.“
(Quelle: <http://de.wikipedia.org/wiki/Emoticon>)

Mittlerweile gibt es unzählige Spielarten von „:-)“, auch graphische Smileys und animierte Varianten. Einige

² Ich danke einer jungen Studentin für den Hinweis, dass im Dialekt verfasste „Briefchen“ (mit Print als Trägermedium), die vorwiegend unter den Schulbänken zirkulierten, bereits vor der E-Mailkultur nicht unüblich waren.

Mobiltelefone und Mailprogramme wandeln die entsprechende Zeichenfolge automatisch in einen graphischen Smiley um. Als so genannte *Text-Emoticons* werden Einschübe in Sternchen bezeichnet, die sowohl aus einem Akronym bestehen können (*rofl*) als auch aus einem Erikativ (*grins*).

Wenn gelingende Kommunikation immer unwahrscheinlich ist (nach Niklas Luhmann), dann haben Emoticons die Aufgabe, den Subtext eines Textes möglichst eindeutig zu halten, um Missverständnisse beim Rezipienten weitgehend auszuschließen. So wird etwa Ironie mit dem Augenzwinkern „;-)“ gekennzeichnet. Damit wird einerseits Kommunikation zwar eindeutiger, andererseits aber ist der Schreiber nicht mehr motiviert, z. B. *Ironie alleine durch die Wortwahl erkennbar zu machen*. Es findet also auch eine **Nivellierung des Textens** statt, da es nicht mehr notwendig ist, *textinhärente* Überlegungen zu dem anzustellen, wie ein Text gemeint ist. (Das Gegenargument wäre, dass Mails eigentlich „getippte Gespräche“ seien und lediglich der Wegfall von Mimik und Gestik aus der *Face-to-Face*-Situation kompensiert werde. Dies ist m. E. aber nicht der Fall. Und auch wenn man E-Mail als technologische Substitution eines Telefongesprächs sehen würde oder auch nur in Analogie zum Telefonat, ist – außer in der Bildtelefonie – Mimik und Gestik nicht vermittelbar.)

Die meisten User verwenden lediglich die drei Standard-Emoticons:

:-)	lachendes Gesicht, Ausdruck von Freude
:(trauriges Gesicht, auch Ausdruck von Ärger oder Enttäuschung
;-)	zwinkerndes Gesicht, bedeutet in etwa „Nimm’s nicht so ernst!“, Ironie

Eine Liste zahlreicher anderer Smileys befindet sich ebenfalls auf <http://de.wikipedia.org/wiki/Emoticon>. Derzeit ist nicht abzuschätzen, ob die Verwendung von Smileys weiter ausdifferenziert werden wird oder ob es beim Standardrepertoire zur Kennzeichnung von Freude, Trauer oder Humor bleiben wird. Wird sich der Emoticon-Einsatz weiterentwickeln bzw. noch weiter verbreiten, wäre dies auf alle Fälle eine interessante Tendenz hin zu einer zunehmenden *Ikonisierung* der Sprache bzw. Entwicklung (oder auch Rückentwicklung zu) einer *Symbolsprache*.

7) Behandlung von Text als visuelles Feld/als Graphik:

Als siebenter und letzter Trend ist eine Tendenz zu erwähnen, die erneut mit dem Formularischen und auch oftmals mit dem Phänomen des Leetspeak verknüpft ist: Ein Text wird in zunehmendem Maße als optisches Feld gesehen und mit diversen Sonderzeichen, die oft in der Summe eine Graphik bilden, ausgestattet bzw. „geschmückt“. Dieses Phänomen ist von E-Mail-Signaturen schon seit einiger Zeit bekannt und findet zunehmend



„Dâs hîêr îz MaiNe LaYdee ... sôu Swêêt“. Phänomen Cyber-Neusprech: Zum (rasenden) Sprachwandel durch den Netzjargon

auch in Nickpages Verwendung. Der Trend entspricht einer allgemeinen Tendenz zur *Visualisierung*, d. h. zur *Verbildlichung* von Textualität (siehe auch Trend 6).

Dazu nur folgendes Beispiel aus einer Nickpage:

```
°_o_//^-`\\_o°
[...»EgaL wAs pAsSiErT,iCh wErD« ...],°,°°, (^^^),°,°,°°,
[...»DiCh iMMa liEbEn« ...]
-----°_o_//^-`\\_o_//^-`o_
```

Die diskutierten sieben Trends erheben freilich keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Zu beobachten wären schon jetzt und heute noch weitere Stilelemente: Das *Eindringen von Programmierbefehlen* aus Computersprachen in die Netzsprache (etwa HTML-Befehle anstelle von Sternchen zur Kennzeichnung von Text-Emoticons), dann die *Ironisierung* mehrerer erwähnter Trends auf der Meta-Ebene (es gibt bereits unzählige Persiflagen auf den Netzjargon und sogar Websites, die ironisch in diesen einführen, wie etwa <http://www.leckse.net/profilieren/>, siehe dazu auch CORINTH 2004), und ganz allgemein eine zunehmend unübersehbare *Beschleunigung/Dynamisierung* der Sprachentwicklung. Und im amerikanischen Netzslang zeichnet sich schon der nächste große Trend ab: Das **bewusste Zelebrieren einer Fehlerkultur**. Tippfehler bei Wörtern gelten als hip („teh“ statt „the“) und werden einfach stehen gelassen, auch der **bewusste Bruch mit der Grammatik** („I are ...“) ist mittlerweile „in“. Keine guten Nachrichten für Deutschlehrer?

Bei Fortschreibung der aktuellen Trends wird sich in nicht absehbarer Zeit die Frage stellen, wie das **„Distinktionsmanagement“ zwischen korrekter Schreibung und bewusster Fehlerkultur (oder auch nur bewussten Mutationen)** aussehen wird: Wenn die meisten Kinder bereits in jungen Jahren ihr erstes Handy bekommen und im Internet surfen und/oder chatten, dann wird eine kognitiv zu bewältigende „Konkurrenz“ zwischen korrekten und jargonspezifischen Schreibweisen unvermeidlich bleiben. Die Vermittlung der korrekten Rechtschreibung und Grammatik könnte schwieriger werden, wenn fast schon *vorher* der Netzjargon internalisiert wurde und dann erst die „korrekten“ Schreibweisen gelernt werden (müssen). Positiv gewendet: Wenn die Mail- und Netzkultur nahe legt, dass etwa die „tradierten“ Regeln der Groß- und Kleinschreibung zunehmend obsolet werden, dann könnte auch darüber nachgedacht werden, ob man eben nicht diese Änderungen institutionalisieren sollte (ein weites Feld möglicher Diskussionspunkte, das hier nur angerissen werden kann).

Sprachevolution im Internet ist derzeit – so meine These – tatsächlich eine kleine *Revolution*. Auch wenn die Entwicklung noch so dynamisch ist und unsteuerbar zu sein scheint, machen Momentaufnahmen der hier vorge-

stellten Art m. E. Sinn. Auch sollte man trotz der Aktualität der Entwicklungen nicht auf eine logisch begründete Bewertung der Phänomene verzichten. Eigentlich ist ja das Gegenteil der Fall: Gerade *weil* es sich um aktuelle jugendkulturelle Phänomene handelt, wäre die Wissenschaft zu einer empirisch gesättigten Einordnung und auch Bewertung aufgerufen. Dies soll im Folgenden kurz versucht werden.

Netz-Neusprech: Kreative Leistungen oder kultureller Verfall?

Jugendkulturforschung hat mit einem doppelten Paradoxon zu kämpfen: einem Paradoxon auf Seiten des Beobachters (des Forschers) und einem Paradoxon auf Seiten der Beobachteten (der Jugendlichen). Das Beobachter-Paradoxon entsteht immer durch den zeitlichen Abstand zum Forschungsobjekt: Jede vermeintliche Veränderung des Forschungsobjekts kann dem Jugendforscher als *seine eigene Veränderung* ausgelegt werden³, frei nach dem Motto: „Nicht die Jugend ändert sich, nur Du wirst älter.“ Hier liegt (wie so oft) das quantenphysikalische Beobachter-Problem vor, das aber durch einen non-dualistischen Ansatz lösbar ist: Der Jugendforscher wird älter *und* die Jugend verändert sich (beides sind triviale Ausgangspunkte einer empirischen Beobachtung und nicht deren strittige Punkte). Die naive binäre Reduktion auf die eine *oder* andere „Tatsache“ führt den Diskurs immer schon in die Irre.

Der paradoxe (und durch den Non-Dualismus dann wieder entparadoxierte) Beobachter „Jugendforscher“ stellt dann oft – theoretisch wie empirisch – ein weiteres Paradoxon beim Beobachteten dar: Jugendkultur scheint sich analytisch wie lebenspraktisch „immer schon“ in der antithetischen Schere von Anpassung und Rebellion, von Konsum und Kreativität, von passiver Akzeptanz/Übernahme und aktiver Handlung/Aneignung abzuspieren – Kurt Luger hat dafür den Terminus „konsumierte Rebellion“ gewählt (vgl. LUGER 1991). Es ist hier jedoch wichtig, hervorzuheben, dass dialektische Konstellationen keine zeitunabhängigen Äquilibrien darstellen. Mit anderen Worten: Einmal schlägt das Pendel mehr in diese Richtung aus, dann wieder in die andere. Es macht etwa durchaus Sinn, die sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts als Ära des Protests und die achtziger Jahre als Zeitalter der (relativen) Angepasstheit zu beschreiben. Und somit kann auch gefragt werden: Steht der aktuelle Netzjargon eher für *Homogenisierungs-* oder für *Heterogenisierungstendenzen* in der Jugendszene, steht er für Anpassung und Unterwerfung unter kulturelle Importe

3 Oder psychoanalytisch gewendet: Die Unzufriedenheit mit der Kultur – sofern etwa eine negative Bewertung der Jugendkultur erfolgen würde – wäre dann immer die Unzufriedenheit mit sich selbst in dieser Kultur (FREUD 1930). In letzter Konsequenz führt die radikale Rückführung auf das eigene Ich aber immer zu einer (oft problematischen) Hinnahme der äußeren Umstände.

„Dâs hîer îz MaiNe LaYdee ... sôu Swêêt“.

Phänomen Cyber-Neusprech: Zum (rasenden) Sprachwandel durch den Netzjargon

und Codes oder für Kreativität und Aufbruch, ja vielleicht sogar für eine sprachliche Revolution von „unten“? Sollte der Bruch mit dem sprachlichen Regelwerk und dem Zeichensatz eher im Lichte des Kulturverfalls oder vielmehr des kulturellen Fortschritts gesehen werden?

Die Binarisierung der Positionen zu einem Entweder/Oder von *Kulturpessimismus* versus *Kulturoptimismus* ist in der Beantwortung dieser Frage theoretisch nicht zielführend. Hartnäckig hält sich dennoch etwa in der Medien- und Kommunikationswissenschaft das Gerücht (siehe etwa DÖRING 2005), ein Kulturpessimist müsse ein *Technikdeterminist* sein, der doch verkenne, dass die Technik an sich „wertfrei“ sei und erst der Mensch etwas aus ihr mache (eben etwas Gutes oder etwas Schlechtes, etwas Positives oder etwas Negatives).⁴ Man kann in Anbetracht der geschilderten Tendenzen aber sehr wohl eher kulturpessimistisch denken, ohne die Technik als das *alleinige* Übel an die Wand malen zu müssen (im Sinne von: „Die Computer sind schuld, dass die Jugend nicht mehr logisch denken kann“). Gewisse Höherentwicklungs- oder eben auch Verfallsszenarien lassen sich durch empirische Längsschnittstudien plausibilisieren – und nicht zuletzt auch durch den Hausverstand.

Der Verfasser ist der Ansicht, dass am gegenwärtigen Netzjargon die **negativen Aspekte überwiegen** – nicht zuletzt aufgrund einiger Stilmerkmale, die eine Rückkehr zur präliteralen Oralität bedeuten. Dennoch muss vor einseitigen Kausalbehauptungen Abstand genommen werden. Aktuelle Probleme im schulischen Kontext (welche mitunter Aspekte betreffen wie: Respekt und Toleranz gegenüber Mitmenschen, Aufmerksamkeit und Konzentration, logisches Denken, Interesse und Neugierde u. a.) sind in einem multifaktoriellen Netzwerk zu sehen, in dem freilich den neuen Medien – allen voran Handy und SMS-Kultur sowie Internet und Netzjargon – eine entscheidende Rolle zukommt.

Eine derartige Sichtweise ist aber nicht kulturpessimistisch in einem technikdeterministischen Sinne. Vielmehr geht es darum, der weit verbreiteten **Technophilie als herrschender Ideologie** m. E. dringend notwendige Denkalternativen entgegen zu setzen.⁵ Konkret gesagt: Es geht weder um ein Handyverbot an Schulen noch um eine Rückkehr zur Schreibmaschine. Vielmehr geht es um den sinnvollen (auch maßvollen) Einsatz dieser Technologien und auch um ein **Gegengewicht zur nonlinearen, oft auch stark fragmentarisierten Netzwelt**. Und wo der Netzjargon immer weiter um sich greift, da

ist es m. E. auch notwendig, Diskurse anzubieten und schmackhaft zu machen, die zu diesem kontrastreicher nicht sein könnten. Bevor jedoch über solche Maßnahmen konkret beraten wird, bedarf es einer verlässlichen empirischen Erhebung des Status quo.

Forschungsskizze Pilotprojekt „Cybertalk – Wohin entwickelt sich der Netzjargon?“

Es besteht kein Zweifel: Die aktuellen Entwicklungen rund um das Phänomen des „Internet-Neusprechs“ sind derzeit ein großes Forschungsdesiderat.⁶ Von textlinguistischer Seite gibt es empirische Fallstudien zu „konstellationstechnischen“ Spezifika der Chatkommunikation (vgl. STORRER 2001a und 2001b); die Medien- und Kommunikationswissenschaft hat punktuelle Ergebnisse zu einer möglichen Klassifizierung von SMS-Texten vorzuweisen (vgl. DÖRING 2002a und 2002b). Es gibt – ebenfalls medienwissenschaftlicher Provenienz – relativ viel Forschung (vor allem im Gender-Studies-Kontext) zur Identitätsbildung und -manipulation in Online-Umgebungen. Eine theoretisch fundierte und empirisch unterfütterte Auseinandersetzung mit dem Themenfeld *Netzjargon und Jugendkultur* fehlt jedoch bislang.⁷ Vor allem eine Konzentration auf die zahllosen neu entstandenen (meistens kostenlosen) Nickpages⁸ und Web-Diskussionsforen, in denen sich neue Diskursstile und sprachliche Wandlungsphänomene zu allererst zeigen und oft rasend schnell ausbreiten, wäre dringend notwendig. Ein Forschungsprogramm „Cybertalk“ müsste zumindest drei grundlegende Stoßrichtungen verfolgen, die allesamt Desiderate darstellen:

1) Kulturgeschichte des jugend- und subkulturellen Netzjargons:

Wie erwähnt, finden sich erste Vorläufer und Spurenelemente des aktuellen Netzjargons in den onomatopoeischen Ausdrücken der Comic-Kultur („Zoing!“, „Wramm!“, „Krawumm!“ u. v. a.). Die Comic-Sprache führte zumindest indirekt zur Entwicklung des Erikativs in der Netzkultur (*schnüff*, *traurigschau*), wenngleich die grammatikalische Bildung unterschiedlich ist. Die ersten genuin neuen Wörter und Wendungen eines identifizierbaren Computerslang tauchten wohl in der Commodore-/C64-Kultur sowie in der neu entstehenden Hacker-Szene der achtziger Jahre auf. Erste empirische Belege für einen expliziten Sprachwandel im Netz und

4 Dieses beliebte Argument übersieht, dass die Dualisierung in „Technik an sich“/„Technik in Gebrauch“ logisch inkonsistent ist. (Auch in der Kritik an ihr muss sie vorausgesetzt werden.)

5 Technophilie als herrschende Ideologie zeigt sich auch in zunehmendem Maße im alltäglichen Leben: Man belausche nur einmal ein Gespräch zweier Teenager, die sich darüber beklagen, dass ihre Handies nicht funktionieren. Oder man denke an jenes triste Gefühl des Abgenabelt-Seins von der Welt, wenn die Online-Verbindung einmal streikt...

6 Zum Zeitpunkt der Abfassung dieses Beitrags befand sich zumindest der Sammelband „Websprache.net“ im Erscheinen (SIEVER/SCHLOBINSKI/RUNKEHL 2005). Das Inhaltsverzeichnis listet jedoch erneut keinen Beitrag zum Thema Jugendsprache und Netzjargon auf.

7 *Allgemein* zu Sprache und Schriftlichkeit in Netzmedien siehe auch THIMM 2000 und STORRER 2000 (erneut von germanistischer Seite).

8 Von uboot.com, beepworld.de u. a.



„Dâs hîer îz MaiNe LaYdee ... sôu Swêêt“. Phänomen Cyber-Neusprech: Zum (rasenden) Sprachwandel durch den Netzjargon

durch das Netz gibt es erst seit ca. Mitte der neunziger Jahre. Da die Kulturgeschichte des jüngeren Netzjargons eine bis dato ungeschriebene ist, an dieser Stelle nur zwei Beispiele aus der Fachliteratur: RUNKEHL/SCHLOBINSKI/SIEVER identifizierten bereits 1998 in Newsgroup-Beiträgen Vorläufer der heutigen Netzjargon-Spezifika. Sie schreiben:

„Interessant ist neben dem Gebrauch von sprechsprachlichen Elementen wie ah, hmm, you know etc. und Verbstämmen (*SLAM*) eine Newsgroup-spezifische Lexik und speziell kreierte Smileys.“

(RUNKEHL/SCHLOBINSKI/SIEVER 1998, 70)

Oralisierung bzw. Dialektalisierung („sprechsprachliche Elemente“), Erikativ bzw. Inflektiv („Verbstämme“) und Emoticons („Smileys“) finden also bereits implizit Erwähnung. Die Autoren fanden überdies eine Newsgroup-Teilnehmerin besonders interessant, die im Jahre 1997 bereits eine Art „Leetspeak“ entwickelt hat: „Ihre Individuation spiegelt sich wider in einem Schreibstil, in dem konventionalisierte Grapheme durch andere ersetzt werden, und zwar a → @, i → 1, l → !, o → 0 bzw. () und s → \$.“ (Ebenda, 71)

```
Subject:      Re: Dark Uprising
From:        The Sybil <Name@IP-Adresse>
Date:        1997/10/01
Message-ID:   <xxx@IP-Adresse>
Newsgroups:  alt.devilbunnies
```

Terrence Deuce O'Connor wrote:

> In article <XXX@IP-Adresse>, The Sybil wrote:

> > Furtherm0re ! w@\$ @t th@t time nr@w@re 0f ly!ng @s @ c0ncept.

> > !t !s n0t @ th!ng Wyrmbunn!es d0 t0 ()ne @n0ther. I w0uld scent !t

> > !f the Ches!re !led t0 me.

> Say, I wanted to ask: why exactly do you call yourselves »wyrmbunnies«?

> I looked it up, and the best I could come up with for »wyrmb« »was dragon.«

> But that still makes you sound evil, which doesn't seem like the sort of

> thing you'd want to do, given the current bad rep the Four have.

<cockshead>

<oddsmile>

We @re very @pp0pr!@tely c@lled Wyrmbunnies, my friend. f0r the pe0ple 0f the Dr@gn w@!t...

L0rd L!fe *w!ll* c0me.

! h@ve \$een !t.

> > ! \$ee m@ny c0nnect!0ns. They @re b@sele\$\$ cre@turs0s ()f cv!l f0rm

> > @nd purp0se. The gr@est ev!l !s th@t pe0ple d0*not*see* th@t th!r

> > pr0p@g@nd@ m@ch!ne\$ @re w0rse th@n th!r m!l!t@ry w@rr@s.

> Yes. You can see it in this argument, even. The buns have spread so

> much propaganda around, they've got Fudds feeling sorry for them. It's like

> those rare and wonderful times when Elmer gets Bugs, and then breaks down

> into tears for killing him.

<soiemnod>

H0w n0ble !s !t t0 'pl@y by the rules' when they d0 n0t? f0r th!er\$!s the r0l 0f m0n!t@r!ng, the cunning w0r@s, the l@zy r@n@ur\$.

We *must* *destroy* *c!v!li@n* *w@rr@s* !0 w!n th!\$ w@r!

- The Sybil. Lord War.

(Quelle: RUNKEHL/SCHLOBINSKI/SIEVER 1998, 71)

Abb. 1: Newsgroup-Beitrag aus dem Jahr 1997 mit einer Leetspeak-Frühform

„Dâs hîer îz MaiNe LaYdee ... sôu Swêêt“.

Phänomen Cyber-Neusprech: Zum (rasenden) Sprachwandel durch den Netzjargon

In dem Abschnitt „Sprache und Textualität in MUDs“ bemerkt auch die österreichische Medienwissenschaftlerin Gerit Götzenbrucker im Jahr 1999:

„Spezifische Aspekte der Netzkommunikation [...] sind auch anhand der formalen Textstruktur, expressiver Textelemente und der besonderen Sprach- und Interaktionsstile beschrieben worden: neben anderen Aspekten erwähnenswert ist – aufgrund des Fehlens kommunikativer Kontextbedingungen – das Ausbilden spezifischer expressiver Elemente wie beispielsweise Emoticons (Smileys), aus Textzeichen zusammengesetzte Bilder (Grafiken und Landkarten), Akronyme (z. B. IMHO ‚in my humble opinion‘ oder ROFL ‚rolling on the floor laughing‘) und Soundwörter (‚aargh!‘) sowie das Phänomen der Lautwörterkommunikation (die große Auswirkung minimaler Differenzierungen des sprachlichen Ausdrucks wie z. B. das Verdoppeln oder Großschreiben von Buchstaben). [...] Szene-Integration stellen MUDer insbesondere durch die Kenntnis spezifischer hacker-Jargons [...] unter Beweis (z. B. ‚rulez‘ für ‚etwas regeln‘).“ (GÖTZENBRUCKER 1999, 237 f.)

In einem ersten Zugriff wäre die Hypothese aufzustellen, dass die geschilderten sprachlichen Phänomene über die Subkulturen von Multi-User-Spielwelten (wie MUDs und MOOs) sowie über gewisse Chaträume und Newsgroups schließlich eine nahezu weltweite Verbreitung bei zahllosen, vor allem jugendlichen Internet-Usern gefunden haben, die schon lange nicht mehr einer der erwähnten ursprünglichen Subkulturen angehören müssen. Was damals Avantgarde war, Sprache gewisser subkultureller Eliten (eben „Leetspeak“), ist heute nahezu weltweiter Mainstream der Cyberkids (hat sich also vielleicht ins Gegenteil umgekehrt).

2) (Theoretische Modellierung der) Verbreitungslogik des Netzjargons:

Weitgehend unerforscht ist auch die Frage nach der geographischen Verbreitungslogik des Netzjargons. Die Annahme ist zwar nahe liegend, dass die meisten sprachlichen Mutationen aus dem (anglo-)amerikanischen Raum nach Europa kommen. Doch wie diese Übernahmen konkret aussehen und welche Adaptionen und Anwendungen in der deutschen Sprache stattfinden, ist noch ungeklärt. Mit anderen Worten: Warum und seit wann schreibt eine Wiener Schülerin, um ihrer Liebe zu Fast Food Ausdruck zu verleihen, auf ihrer Website „MäCi RuulZzzZ“? Szene-Slangs und -Codes von Jugendmagazinen und aus der Hip-Hop-Kultur sind hier freilich nicht zu unterschätzende intervenierende Variablen. Interessant wäre eine qualitative Erforschung, wie und in welchen Kontexten Jugendliche diese neuen Sprachcodes „lernen“ und dann in ihren eigenen Sprachgebrauch integrieren.

Eine Theorie der Verbreitung kultureller Codes liegt mit der so genannten *Memetik* vor, die kulturelle Einheiten in Analogie zu genetischen Codes sieht. Memetiker versuchen etwa, die Frage zu beantworten, wann und warum

die Kids begonnen haben, ihr Baseball-Cap rückwärts zu tragen.⁹ Es wäre auch an verschiedene Ansätze aus der Netz- und *Konnektivitätsforschung* (etwa zum so genannten „Schwarmverhalten“) zu denken. Soziologische Theorien müssten auf ihr Potenzial zur Erklärung *kollektiven Verhaltens* abgeklopft werden. Fest steht, dass es neuer theoretischer Anleihen bedarf, um die Verbreitungslogik jugendkultureller Netz-Sprachcodes theoretisch modellieren (und ev. auch [geo-]graphisch abbilden) zu können. Interessant ist ja nicht zuletzt, dass einige Stilelemente 1:1 aus dem Amerikanischen übernommen werden, andere Dinge wiederum (etwa Sternchenakronyme wie z. B. *gg*) eher ein Spezifikum des deutschsprachigen Netzjargons darstellen.

Eine *Text-/Diskursanalyse* unter Einsatz eines qualitativen Textanalyse-Programms (idealerweise MAXqda) könnte etwa ein Sample von österreichischen Nickpages (uboot, network u. a.) auf die diskutierten sprachlichen Merkmale hin analysieren. Die Suche nach „Familienähnlichkeiten“ bzw. textuellen Konkordanzanzen, aber auch nach Differenzen wäre m. E. ein empirisch enorm spannendes Vorhaben.

3) Die „Wirkung auf die Köpfe“ – veränderte Weltansichten bei den „Netkids“?

Der entscheidende Punkt des Forschungsvorhabens „Cybertalk“ wäre freilich der Versuch einer Erhellung der folgenden Frage: **Inwieweit ändern sich durch die sprachlichen Transformationen** auch die Wirklichkeitsbezüge und Weltwahrnehmungen der Jugendlichen? Dabei kann es nicht um ein Abprüfen (etwa grammatikalischen) Wissens gehen, sondern vielmehr um eine Reflexion der möglichen Auswirkungen der spezifischen Diskurselemente auf Einstellungen, Werte und Verhaltensweisen. Dieser dritte Punkt stellt ohne Zweifel den schwierigsten Forschungsschritt dar; er könnte allerdings mit Hilfe von *Einzelinterviews* mit ausgewählten Nickpage-Gestaltern, deren Webtexte in Schritt 2 analysiert wurden, operationalisiert werden.

Ebenso interessant wie qualitative Einzelinterviews könnte aber auch eine (größer angelegte) quantitative *Fragebogen-Erhebung* sein, wie sie etwa auch NOWOTNY (2005) jüngst im Hinblick auf die Handy- und SMS-Kultur unter Jugendlichen in einigen deutschen Städten durchgeführt hat. Mit Schwerpunkt auf die Verwendung des Netzjargons wären folgende Daten zu erheben (für Gesamt-Österreich; Sample bestehend aus Nickpage-Besitzern und Chattern):

- Gibt es identifizierbare Gender-Spezifika im Netzjargon? Verwenden männliche oder weibliche User öfter bestimmte Transkriptionsvarianten (Leetspeak, Inflektiv bzw. Erikativ, Akronym...)?

⁹ Leider muss eingeschränkt werden, dass die Memetik bis zum heutigen Tag eher einer Modetheorie, einem Hype gleicht und noch keinen ausgearbeiteten, tragfähigen Theorieansatz darstellt.



„Dâs hîer îz MaiNe LaYdee ... sôu Swêêt“.

Phänomen Cyber-Neusprech: Zum (rasenden) Sprachwandel durch den Netzsargon

- Lässt sich eine Alterskurve in Bezug auf die Intensität der Verwendung von Netzsargon-Elementen feststellen? Durchzieht das Phänomen tendenziell alle Surfer, Chatter und Simser im Schulalter, oder liegt der Schwerpunkt ev. auf der Pubertätszeit?
- Gibt es einen Zusammenhang zwischen Netzsargon-Nutzungsweisen und geographischer Herkunft? Wie kommunizieren Schülerinnen und Schüler mit Migrationshintergrund? Werden mehr angelifizierte Wörter verwendet, und kommt es auch zu Fusionen mit den jeweiligen Muttersprachen? Welche neuen Sprachinseln werden damit konstituiert, und wie finden Übersetzungen statt?
- Gibt es einen Zusammenhang zwischen Netzsargon-Nutzungsweisen und Schultypen bzw. Ausbildungswege?
- In welchen (sub-)kulturellen Kontexten wird Netzsargon intensiver verwendet als in anderen (HipHop-Kultur, Skater-Szene, freilich auch Hacker-Szene, „Nerds“ usw.)?

Eine philosophische Einbettung zum Schluss: Mit diesem dritten großen Fragenkomplex soll nun nicht naiv unterstellt werden, dass zuerst die Sprache da sei und dann eine Wirkung in den Köpfen messbar wäre. Sprache

und Einstellungen werden hingegen in einem immer schon zirkulären, d. h. wechselseitig konstitutiven Verhältnis gedacht (wobei diese Trennung überhaupt nur – wie alles – in Sprache möglich ist). Ein drittes konstitutives Element im Kreislauf – neben Sprache und menschlichen Einstellungen – wäre dann die (Medien-)Technik.

Schon bei Nietzsche ist die These zu finden, dass das Schreibwerkzeug (d. h. heute: die Medientechnik) an unseren Gedanken mitarbeitet. Die *Medialität* (im Sinne von Medienabhängigkeit) von Sprache und Denken hat sich in den vergangenen 2000 Jahren einschneidend verändert. Der „ideale Text“ hingegen trotz der Abhängigkeit vom jeweils historisch verfügbaren Medium: Er stellt den Versuch dar, ein möglichst kontextunabhängiges Werk zu sein (unabhängig vom verwendeten technischen Hilfsmittel, von aktuellen Sprachmoden, Codes und „Denkstilen“ im Sinne Ludwik Flecks, ja vielleicht sogar unabhängig von der Muttersprache des Autors und von der Zeit, in der er geschrieben wurde). Die medialen „Aufschreibesysteme“ im Sinne Friedrich Kittlers haben sich in den vergangenen Jahrhunderten grundlegend gewandelt – und mit ihnen (ursächlich oder bloß ko-evolutiv?) Sprache und Einstellungen bzw. Weltansichten der Menschen, wie die Abbildung darzustellen versucht:

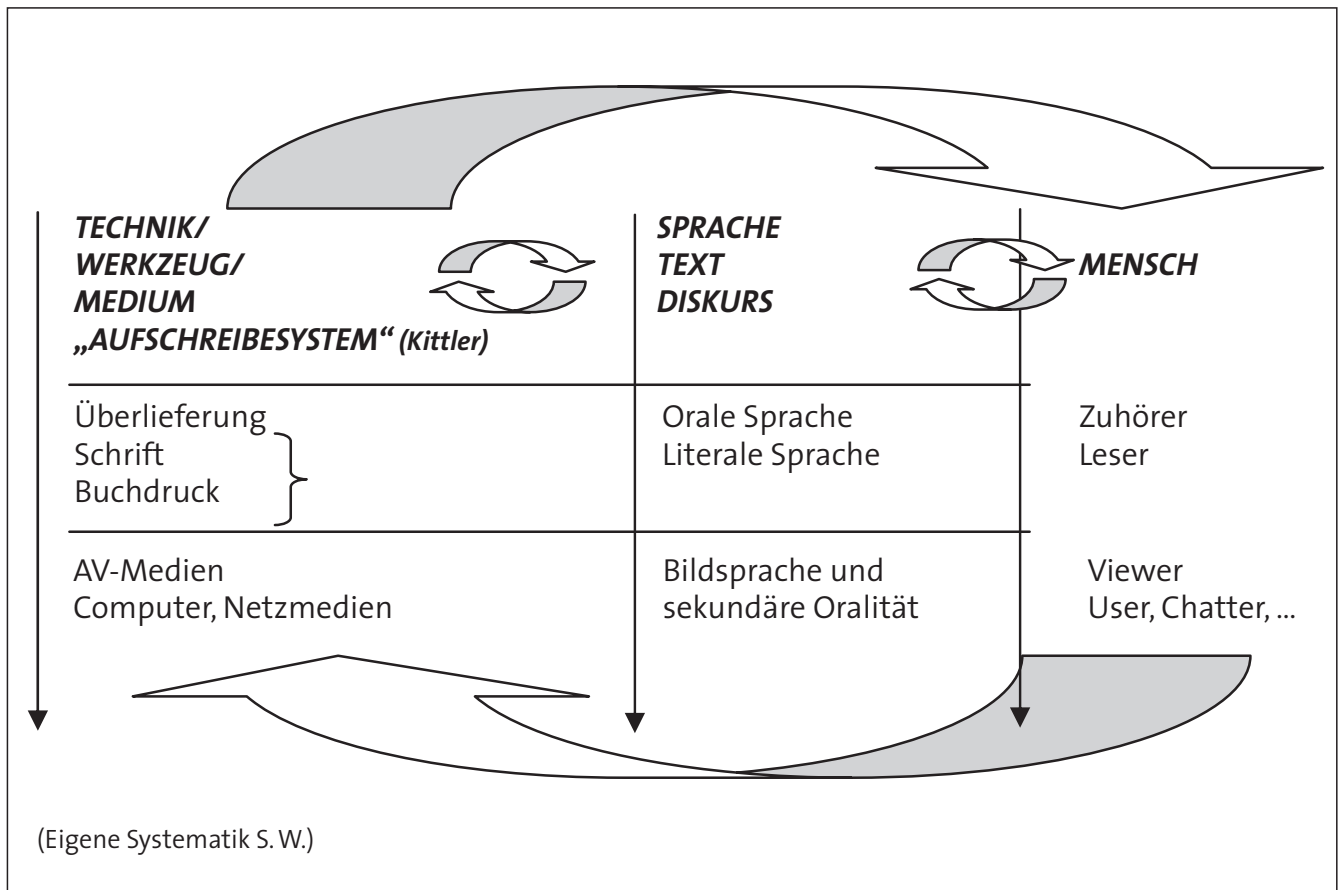


Abb. 2: Interdependenz von Medium, Sprache und Mensch

„Dâs hîer îz MaiNe LaYdee ... sôu Swêêt“.

Phänomen Cyber-Neusprech: Zum (rasenden) Sprachwandel durch den Netzjargon

Die Frage, *wohin wir uns bewegen* (medientechnisch wie sprachlich), erhält – in einem größeren historischen Kontext betrachtet – zusätzliche Brisanz. Wenn zudem theoretisch davon ausgegangen wird, dass sich Sprache und Wirklichkeit nicht antagonistisch gegenüber stehen, sondern vielmehr neue Sprachcodes neue Wirklichkeiten *bedeuten* (in Anwendung der non-dualistischen Sprachphilosophie, zur Grundlegung MITTERER 1992), dann können die Folgen des Netzjargons auf das Wirklichkeitsverständnis der heranwachsenden Generation wohl gar nicht unterschätzt werden – im (zunächst) positiven wie im negativen Sinne: als kreative Sprach-Transformation oder destruktive Sprach-Verstümmelung. Dies gilt es jetzt zu klären.

Literatur:

- CORINTH, Ernst (2004): Internet 4 Beginnerz. Die neue TP-Serie zum Ausschneiden. In: Telepolis, <http://www.heise.de/tp/r4/artikel/16/16739/1.html>, 13. Februar 2004.
- DÖRING, Nicola (2002a): Kurzm. wird gesendet – Abkürzungen und Akronyme in der SMS-Kommunikation. In: Vierteljahresschrift für Deutsche Sprache, Heft 2, S. 97–114.
- DÖRING, Nicola (2002b): Have you finished work yet? :-). Communicative functions of text messages (SMS). In: receiver # 06, The mobile self.
- DÖRING, Nicola (2005): Pädagogische Aspekte der Mobilkommunikation. In: Höflich, Joachim R./Gebhardt, Julian (Hg.): Mobile Kommunikation – Perspektiven und Forschungsfelder. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 89–100.
- FREUD, Sigmund (1930, hier: 2004): Das Unbehagen in der Kultur. Und andere kulturtheoretische Schriften. Einleitung von Alfred Lorenzer und Bernard Görlich. Frankfurt am Main: Fischer.
- GÖTZENBRUCKER, Gerit (1999): Online Communities – Leben im Netz. Integrationsleistungen Neuer Technologien am Beispiel von MUDs. In: Latzer, Michael u. a. (Hg.): Die Zukunft der Kommunikation. Phänomene und Trends in der Informationsgesellschaft. Innsbruck/Wien: StudienVerlag, S. 223–240.
- LUGER, Kurt (1991): Die konsumierte Rebellion. Geschichte der Jugendkultur 1945–1990. Wien/St. Johann: Österreichischer Kunst- und Kulturverlag.
- LÜKE, Falk (2005): Ein Herz für Eltern. Wenn Kinder nur noch unverständliche Dinge schreiben, hilft Microsoft weiter. In: Telepolis, <http://www.heise.de/tp/r4/artikel/19/19497/1.html>, 20. Februar 2005.
- MEIER, Christian (Hg.) (1999): Sprache in Not? Zur Lage des heutigen Deutsch. Göttingen: Wallstein.
- MITTERER, Josef (1992): Das Jenseits der Philosophie. Wider das dualistische Erkenntnisprinzip. Wien: Passagen Verlag.
- NOWOTNY, Andrea (2005): Daumenbotschaften. Die Bedeutung von Handy und SMS für Jugendliche. <http://www.mediensprache.net/networx/networx-44.pdf> (Online-Schriftenreihe Networx).
- ONG, Walter J. (1982, hier: 1987): Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes. Opladen: Westdeutscher Verlag.

RUNKEHL, Jens/SCHLOBINSKI, Peter/SIEVER, Torsten (1998): Sprache und Kommunikation im Internet. Überblick und Analysen. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

SIEVER, Torsten/SCHLOBINSKI, Peter/RUNKEHL, Jens (Hg.) (2005): Web-sprache.net. Sprache und Kommunikation im Internet. Linguistik – Impulse & Tendenzen. Berlin/New York: de Gruyter (im Erscheinen).

STORRER, Angelika (2000): Schriftverkehr auf der Datenautobahn. Besonderheiten der schriftlichen Kommunikation im Internet. In: Voß, G. Günter/Holly, Werner/Boehne, Klaus (Hg.): Neue Medien im Alltag. Begriffsbestimmungen eines interdisziplinären Forschungsfeldes. Opladen: Leske + Budrich, S. 153–177.

STORRER, Angelika (2001a): Sprachliche Besonderheiten getippter Gespräche: Sprecherwechsel und sprachliches Zeigen in der Chat-Kommunikation. In: Beißwenger, Michael (Hg.): Chat-Kommunikation. Sprache, Interaktion, Sozialität und Identität in synchroner computervermittelter Kommunikation. Stuttgart: ibidem, S. 3–24.

STORRER, Angelika (2001b): Getippte Gespräche oder dialogische Texte? Zur kommunikationstheoretischen Einordnung der Chat-Kommunikation. In: Lehr, Andrea/Kammerer, Matthias u. a. (Hg.): Sprache im Alltag. Beiträge zu neuen Perspektiven in der Linguistik. Berlin/New York: de Gruyter, S. 439–465.

THIMM, Caja (Hg.) (2000): Soziales im Netz. Sprache, Beziehungen und Kommunikationskulturen im Internet. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

WEBER, Stefan (2005a): Die Ideologie des „voi geil“ versus „voi oag“. Österreichs Jugend etabliert einen neuen binären Code. In: Telepolis, <http://www.heise.de/tp/r4/artikel/19/19524/1.html>, 23. Februar 2005.

WEBER, Stefan (2005b): Generation voi oag. Macht die Jugendsprache der gegenwärtigen SMS-, Web- und Mail-Kultur dumm? In: Falter 11/05, 18.–24. März 2005, S. 18–20.

WEBER, Stefan (2005c): Auf gut keyboardisch. Neusprech im Netz – Teil 2. In: Telepolis, <http://www.heise.de/tp/r4/artikel/19/19751/1.html>, 6. April 2005.

Dr. Stefan Weber ist Medienwissenschaftler aus Salzburg, Habilitand an der Universität Wien und wissenschaftlicher Mitarbeiter der Österreichischen Medienakademie (Kuratorium für Journalistenausbildung, <http://www.kfj.at/>). Gegenwärtige Forschungsinteressen: Bimedialisierung des Printjournalismus, Plagiat und Zitat in den Kulturwissenschaften, Varianten des Internet-Neusprechs bzw. Cybertalks. Jüngste Buchpublikation: „Non-dualistische Medientheorie. Eine philosophische Grundlegung“ (UVK 2005). E-Mail-Kontakt: weber@kfj.at